

Ende der fünfziger Jahre haben vor allem französische Liturgiker den Wortgottesdienst als eigenständige liturgische Größe wiederentdeckt oder, genauer gesagt, das theoretische Wissen darum, das schon in den Jahrzehnten davor Gemeingut der Fachleute geworden war, für die heutige pastorale Praxis fruchtbar gemacht, indem sie mit Pfarrgemeinden derartige Gottesdienste zu feiern begannen. Seit das 2. Vatikanische Konzil diese Initiativen bestätigt und empfohlen hat, ist das Reden vom Wortgottesdienst weithin zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Man hat aufgehört, den ersten Teil der Meßfeier „Vormesse“ zu nennen und sieht in ihm richtig wieder eine eigenständige Größe; daneben hat man vielerorts begonnen, von der Eucharistiefeier unabhängige Wortgottesdienste zu gestalten. Daß die damit angebahnte Entwicklung von Mißverständnissen und Mißbräuchen nicht freigeblieben ist, muß größtenteils auf eine mangelnde Einsicht in Sinn und Bedeutung des Wortgottesdienstes entsprechend der liturgischen Tradition zurückgeführt werden. Diesen Sinn etwas tiefer zu erfassen und ihn für unser Wirken fruchtbar zu machen, dazu sollen die folgenden Überlegungen dienen.

Von der Urkirche her

Es ist nicht sicher, wohl aber wahrscheinlich, daß die urchristlichen Gemeinden von der Eucharistiefeier unabhängige Wortgottesdienste gekannt haben.¹ Sie sind allerdings im Leben der Gesamtgemeinde sehr bald in den Hintergrund getreten und haben schließlich nur noch in der Form des *Offiziums* oder Stundengebetes (und damit des späteren „Breviers“) fortgelebt. Das Offizium war zwar in seinen Hauptteilen – nämlich der täglichen Morgen- und Abendfeier (Laudes und Vesper) und der Nachtfeier (Vigil) vor Sonn- und Feiertagen – durchaus für die Gesamtgemeinde bestimmt, wurde jedoch praktisch seit dem Ende des Altertums ein Reservat für Kleriker und Mönche. Auch wenn im Mittelalter oder in der Neuzeit die Laien bei gewissen Gelegenheiten (Metten an Weihnachten, Vesper und Komplet an Sonn- und Feiertagen) in größerer Zahl zugegen waren, so stellte doch die Sprachschranke einer echten Teilnahme ein kaum zu überwindendes Hindernis entgegen.

Abgesehen vom Offizium war nur *ein einziger* von der Eucharistiefeier völlig unabhängiger Wortgottesdienst bis auf uns gekommen: der vom Karfreitag, der mit Kreuzverehrung und Kommunionfeier ein Ganzes bildet; daneben noch drei *relativ* unabhängige: zur Palmenfeier am Palmsonntag, zur Tauffeier in der Vigil von Ostern und von Pfingsten (*relativ* unabhängig, weil in diesen drei Fällen die gesamte Feier dennoch in die Eucharistie ausmündet).

Strukturgesetze

Ein vergleichender Überblick über die vier eben aufgezählten Feiern, den Wortgottesdienst der Messe und die Horen des Offiziums kann uns helfen, *Sinn- und Strukturgesetze* eines solchen Gottesdienstes zu bestimmen. Zunächst wird einmal ersichtlich, daß der Wortgottesdienst *dialogische* Struktur

¹ Vgl. dazu zuletzt: G. Cuming, La base néotestamentaire de la prière commune, in: La Maison-Dieu 116 (1973) 19–40; hier 19 f.

besitzt: Gott redet im Wort der Heiligen Schrift (Lesungen) und in ihrer Deutung (Predigt), die Gemeinde antwortet in meditativen Texten, die ebenfalls der Hl. Schrift entnommen sind („Antwortpsalm“; im deutschen Lektionar nicht sehr glücklich auch „Zwischengesang“ genannt), dann auch in eigenen Formulierungen, die die Botschaft der Lesungen in der Anrede an Gott artikulieren und auf die heutige Situation der Welt und der Gemeinde anwenden (Fürbitten, Orationen).

Die drei genannten Elemente – Lesungen, meditative Antworttexte und Gebetstexte – können verschieden dosiert und in verschiedener Reihenfolge auftreten. Grob gesehen kennt die Tradition zwei große Typen ihrer Anordnung: a) den *monastischen* Typus, der seit Ende des Altertums nahezu allen Teilen des Offiziums ihr Gepräge gibt; hier gibt es jeweils nur eine einzige Lesung, die dazu sehr kurz ist, während das übrige fast nur aus Psalmen besteht – und b) den *Gemeinde*-Typus, in dem die *Lesungen* das Herzstück ausmachen; am klarsten erhalten im Karfreitags-Wortgottesdienst (*mit* den Fürbitten!), aber auch in der Messe und in etwa noch in einem der Teile des Offiziums, der bis vor kurzem für die Nacht bestimmt war und unrichtig „Mette“ (= Matutin = Morgenstunde) genannt wurde, seit der konziliaren Reform jedoch unter dem Namen „Lesungsoffizium“ vom Kursus der Tageszeiten abgelöst erscheint.

Beide Typen haben ihr Gutes und sollten in den Gemeinden gepflegt werden. So weist etwa die Feier der Vesper nach dem *monastischen* Typus am Abend von Sonntagen und besonders von Festtagen bedeutsame Vorteile auf. Nachdem man z. B. in der Fastenzeit, in der Karwoche und in der Ostervigil ausgiebig Lesungen gehört hat, wäre es ermüdend, deren noch mehrere vorgetragen zu bekommen in einem nichteucharistischen Abendgottesdienst am Ostertag. Hier bietet sich der Typus der gesungenen Vesper mit mehreren Psalmen und Liedern und einer einzigen sehr kurzen Lesung förmlich an. Man braucht nicht vieles neu zu hören, sondern empfindet das Bedürfnis, die Freude über das in der Hauptfeier Gehörte und Erlebte noch einmal zu singen. Wie schade nur, daß diese Form von Gottesdienst nicht rechtzeitig in eine verständliche Sprache übertragen und mit aktiver Volksbeteiligung gefeiert wurde. In diesem Punkt wäre darum, etwa anhand der Texte und Melodien, die das EGB anbieten wird, eine wirkliche Wiedererweckung zu leisten.

Normalerweise haben wir jedoch, wenn wir „Wortgottesdienst“ sagen, einen Gottesdienst vor Augen, der eher dem oben als „*Gemeinde*-Typus“ bezeichneten Muster entspricht und bei dem mithin die Lesungen den Schwerpunkt darstellen. Von seiner Gestaltung und Durchführung soll nunmehr die Rede sein.

Sofern er zur *Eucharistiefeier* gehört, unterliegt er selbstverständlich den dafür geltenden liturgischen Bestimmungen. Man kann also nicht etwa an einem Sonntag beliebige Lesungen wählen oder gar die Struktur des Wortgottesdienstes ändern.

Inhaltliche Erfordernisse

Sofern er von der Eucharistiefeier, der Sakramentenspendung und der Feier des Offiziums unabhängig ist, unterliegt der Wortgottesdienst keinen recht-

lichen Bestimmungen, weder was die Textauswahl, noch was die Dosierung und die Reihenfolge der verschiedenen Elemente betrifft. Dies bedeutet aber nicht, daß hierin schlechthin „Narrenfreiheit“ herrschen sollte und daß jeder private Einfall, der etwas mit Gebet und Lesungen zu tun hat, ohne weiteres schon die Bezeichnung „Gottesdienst“ verdient. Manches von dem, was in dieser Beziehung in den letzten Jahren angeboten wurde, kann allenfalls beanspruchen, als Ausdruck der Privatfrömmigkeit (also auf dem Niveau der „Andachten“) anerkannt oder geduldet zu werden. Damit ein Gefüge von Texten (und Riten) „Gottesdienst“ (Liturgie) sein kann, muß es gewissen *inhaltlichen Anforderungen* entsprechen, deren Bedeutsamkeit zum mindesten ebenso groß ist wie die der rituellen Einzelschriften etwa bei der Meßfeier. Diese Anforderungen ergeben sich unmittelbar aus einer Reihe von grundlegenden Glaubenslehren und Geisteshaltungen, so wie sie von der Urgemeinde her (auch und vor allem im Vollzug des Gottesdienstes) überliefert sind. Die wichtigsten davon sollen im folgenden einmal genannt sein.

Im Mittelpunkt des Wortgottesdienstes steht die Heilige Schrift, deren erster (und für unsere Begriffe „bedenklichster“!) Teil (das Alte Testament) von Jesus als Wort *Gottes* anerkannt wurde, über das der Mensch nicht zu Gericht zu sitzen, sondern dem er sich zu unterwerfen hat, und dessen Aussage, sofern sie klar erkannt worden ist, jeder weiteren berechtigten Diskussion über die Frage, auf die sie sich bezieht, ein Ende macht – wobei Jesus sich selbst allerdings als den Schlüssel zum richtigen Verständnis der Schrift offenbart. Diese einzigartige Stellung der inspirierten Bücher muß der Wortgottesdienst nicht nur stillschweigend anerkennen, sondern in Aussage, Aufbau und Gestaltung positiv zur Geltung bringen.

Dies besagt zunächst einmal, daß die *Lesungen* normalerweise *nur* der Heiligen Schrift zu entnehmen sind. Damit soll nicht ausgeschlossen sein, daß Texte anderer (u. U. sogar ungläubiger) Autoren als Element der *Predigt*, der *Einführung* oder der *Überleitungen* vorgelesen werden. Aus ihrer Stellung im Gesamtzusammenhang und durch die Art, wie sie eingeführt und vorgelesen werden, muß dann aber deutlich werden, daß sie eben *keine Lesungen* sind, sondern Illustrationen zu den Lesungen; Äußerungen von Gedanken und Meinungen der Menschen, in denen Wahres neben Falschem enthalten sein kann, und die wie alles Menschliche unter das Gericht des Wortes Gottes zu stellen sind.

Zu echten Lesungen, wenn auch zweiten Ranges, können nur solche nichtbiblische Texte werden, die von der *Gesamtkirche* oder wenigstens von der *Kirche eines Gebietes* als gültiger und repräsentativer Ausdruck ihrer Tradition anerkannt wurden, sei es etwa, daß ihre Verfasser als Kirchenväter verehrt werden oder zu Kirchenlehrern erklärt wurden, sei es daß die Texte selbst von den zuständigen Instanzen für den liturgischen Gebrauch (etwa im Lesungsoffizium des Breviers) bestimmt wurden.

Die Heilige Schrift soll nicht bloß materiell im Mittelpunkt des Wortgottesdienstes stehen (d. h. was die Zahl und Länge der Lesungen, ihre Stellung im Aufbau der Feier und die Art ihres Vortrages betrifft), sondern das Ganze soll im *Geist* der Bibel und der sie mystisch aktualisierenden Liturgie gestaltet sein. In dieser Hinsicht bleibt allenthalben noch vieles zu wünschen übrig, ob es

sich nun um die Eucharistiefeier oder um selbständige Wortgottesdienste handelt. Es ist gelungen, mehr Bibel vorlesen zu lassen als früher; es ist noch nicht gelungen, die Mehrzahl der Verkünder des Wortes zum biblischen Denken hinzuführen. Beim Anhören vieler Sonntagshomilien hat man eher den Eindruck, daß der eine oder andere Aspekt oder gar der eine oder andere Satz der Lesungen, weithin unabhängig von seiner eigentlichen Aussageabsicht, zum Vorwand genommen wird, eigene Gedanken oder die Gedanken eines Predigtbuches auszusagen, anstatt daß der Sinn der Texte in ihrem literarischen Zusammenhang, im Zusammenhang der Gesamtüberlieferung der Kirche und insbesondere im liturgischen Zusammenhang, in dem die Perikopen stehen, herausgearbeitet und für das geistlich-religiöse Leben fruchtbar gemacht würde. Nicht anders bei vielen Gottesdienstvorlagen, die uns in den letzten Jahren in so großer Zahl angeboten wurden. Was da entwickelt wird, ist vielfach ein „Thema“, das sich die Verfasser stellen und zu dem sie *unter anderem auch* in der Bibel mehr oder weniger passende Stellen aussuchen, ohne im letzten auf die Thematik der Bibel und der (aus ihr lebenden, echten) Liturgie einzugehen.

Heilsgeschichte

Bibel und Liturgie kennen im Grunde genommen nur *eine* Thematik: die *heilsgeschichtliche*. Ihr Interesse konzentriert sich nicht darauf, wie Dinge sich ständig verhalten oder wie Menschen zu handeln pflegen oder handeln sollten; sondern sie verkünden, was Gott zu unserem Heil in der Geschichte getan hat und welche Antwort er von uns erwartet; und sie lassen dies hier und jetzt an den Hörenden und Feiernden *aktuell* werden.

Zum Beleg dafür sei ein rascher Blick auf die Meßformulare des Missale geworfen. Welche „Themen“ werden da gefeiert? („behandelt“ wäre nicht das richtige Wort!). Daß Christus kommen wird, geboren wurde, erschienen ist, gestorben und auferstanden ist, erhöht wurde, den Geist gesandt hat . . . : alles *Taten* Gottes in Jesus Christus, *Ereignisse* in der Geschichte, nicht sich gleichbleibende Sachverhalte oder moralische Regeln und Ermahnungen als selbständige Themen.

„Thematische“ Feste kamen erst im zweiten Jahrtausend, in der Dekadenperiode der Liturgie auf und erlangten aufs Ganze gesehen keine größere Bedeutung. Fronleichnam steht noch auf der Grenze: es konnte sich wohl nur deshalb in dem uns bekannten Maße durchsetzen, weil es sich wenigstens ursprünglich als Feier der *Einsetzung* des Altarssakramentes vorstellte, und zwar mit der Begründung, daß dieselbe am historischen Tag, dem Gründonnerstag, nicht mit der erforderlichen Feierlichkeit begangen werden könnte: weshalb man den ersten nachfolgenden Donnerstag wählte, der „frei“ war, d. h. den ersten Donnerstag nach Beendigung der Osterzeit. In der Folgezeit wurde das Fest in der Vorstellung vieler allerdings ein „thematisches“ Fest, nämlich das der Eucharistie (und nicht mehr ihrer Einsetzung). Aber dies entspricht nicht seinem Ursprung und seinen Texten („Dies enim solemnitas agitur, in qua mensae prima recolitur huius institutio“ – „Denn heute begehen wir den festlichen Tag, an dem wir der ersten Einsetzung dieses Tisches gedenken“). Noch weit sinnwridriger war die parallel dazu in manchen Predigten praktisch

vollzogene Umdeutung des Pfingstfestes zu einem „Fest des Heiligen Geistes“ (und nicht mehr: der *Sendung* des Heiligen Geistes).

Aus der gleichen Geisteshaltung heraus entstanden aber auch einige echt thematische Feste: Dreifaltigkeit, Herz Jesu, Christkönig, Heilige Familie, Name Jesu . . . Sie stammen samt und sonders aus dem 2. Jahrtausend und zeigen an, daß zur Zeit ihrer Entstehung der Sinn für das, was die große liturgische Tradition mit „Fest“ gemeint hatte, verlorengegangen war.

Jedoch: wenn hier auch eher bloß meditiert und kaum noch echt gefeiert wird, so beinhaltet das Thema immerhin noch *göttliche* Wirklichkeiten. *Innerweltliche* Sachverhalte, wie etwa der Krieg, kommen in den Motivmessen zur Sprache, aber dann so, daß die Kenntnis derselben bei den Gottesdienstfeiern *vorausgesetzt*, die Botschaft der Bibel dazu verkündet und im Gebet um Gottes Heilswirken artikuliert wird – und nicht so, daß die Teilnehmer erst über Wesen, Problematik, Ursachen und Auswirkungen des Krieges oder über menschliche Maßnahmen zu seiner Verhütung belehrt oder unterhalten würden.

Sehr beliebt ist in der liturgischen Tradition der Wortgottesdienst, der zu *rituellen Handlungen* hinführt, einerlei ob diese sakramental im strengen Sinn des Wortes sind, wie die Taufe, oder nur im weiteren Sinn, wie Palmenfeier und Kreuzverehrung. Aus der Aneinanderfügung von Wortgottesdienst und Vollzug eines Ritus wird deutlich, daß dieser aktualisiert, was das Wort verkündet, das Wort aber deutet, was der Ritus beinhaltet (und ihn damit der Gefahr des magischen Verständnisses entreißt).

Aus diesem Überblick über die liturgische Tradition darf man wohl schlußfolgern, daß die „Themen“ von Wortgottesdiensten nicht den Themen von Aufsätzen gleichen sollten, bei denen man schließlich auch noch nachsieht, „was denn die Bibel dazu sagt“, in denen es aber vor allem um innerweltliche Dinge, näherhin um Verhaltensweisen des Menschen geht. Heilsgeschichtlich und darum für den Gottesdienst angezeigt ist eine Thematik dann, wenn sie nicht außerhalb der Bibel gesucht zu werden braucht, sondern innerhalb derselben erhoben wird, und ganz besonders dann, wenn man nachweisen kann, daß sie sich wie ein roter Faden von einer Anfangsetappe im Alten Testament über den Mittelpunkt aller Geschichte, den Tod und die Auferstehung Jesu, bis in das Leben seiner Gemeinde und in die Erwartung seiner Wiederkunft hindurchzieht. Eine derartige Thematik geben z. B. folgende Begriffe her: Tod und Auferstehung; das Leben Gottes in uns; als Söhne angenommen; stellvertretendes Leiden; das Kreuz; der Gesalbte Gottes; Gottes Geist in uns; Komm, Herr Jesus; Auserwählung; Bund; messianische Gemeinde; der Nächste . . .; nicht jedoch Titel wie diese: Medien; Umweltverschmutzung; Kampf dem Krebs; Abtreibung; Rauschgift; Ehrlichkeit; Maßhalten; Diskriminierung; Engagement; Entwicklungshilfe . . .

Es kann kein Zweifel bestehen, daß dies alles wichtige Fragen sind, die untersucht und überlegt werden müssen und zu denen ein Christ verpflichtet ist, in seinem Leben entschieden Stellung zu beziehen. Aber sie eignen sich kaum, einen Gottesdienst darauf aufzubauen. Da die meisten Gemeindeglieder nicht anders zu erreichen sind, muß man sehr wohl ab und zu eine oder mehrere

ganze Predigten auf derartige Themen verwenden. In solchen Fällen (die immer nur an Sonntagen „im Jahreskreis“, kaum jemals dagegen innerhalb der beiden Festkreise vorkommen sollten) darf die Predigt dann ausnahmsweise von den Lesungen oder sonstigen liturgischen Texten unabhängig sein. Aber man verschone uns vor der Herstellung künstlicher Zusammenhänge, vor gewaltsamem Hineindeuten eigener Gedanken in die Texte, vor einer Auswahl und einem Gebrauch von Texten, die dieselben aus ihrem literarischen und liturgischen Zusammenhang herausreißen.

Pastorale Praxis

Es mag Situationen geben – besonders bei Kinder-, Jugend- und Schulgottesdiensten – in denen man sich der Fassungskraft und den Möglichkeiten der Teilnehmer meint anpassen zu müssen und sich darum entschließt, einen Gottesdienst unter ein aus dem täglichen Leben gegriffenes Thema zu stellen. Dies kann berechtigt sein, sofern folgende Bedingungen beachtet werden.

– Die genannte Praxis ist nicht das Normale, sondern eine katechetische Vorstufe, die progressiv zum tieferen Hineindringen in die heilsgeschichtliche Thematik hinführen soll.

– Auch wenn ein Thema aus dem täglichen Leben als Titel und Einstieg gewählt wird, muß es letztes Ziel des Zelebrenten und seiner Mitarbeiter bleiben, den Teilnehmern das Erfassen des Heilshandelns Gottes zu ermöglichen und sie zur Antwort darauf zu befähigen und anzuregen. Diese Antwort muß im Gottesdienst selbst bereits *betend und feierend vollzogen* werden; eine Folge von Texten, die *nur* der Belehrung und Ermahnung dienen würde, wäre eine Schulstunde, kein Gottesdienst.

– Auf keinen Fall dürfte sich das Ganze also inhaltlich *erschöpfen* im Aufzeigen zwischenmenschlicher Beziehungen und daraus resultierender moralischer Leitsätze, sondern es muß die Beziehung zu dem hier und jetzt an seiner Gemeinde Heil wirkenden Gott deutlich gemacht und vollzogen werden.

– Feste und Zeiten des liturgischen Jahres verdienen auch bei bloßen Wortgottesdiensten Beachtung – obwohl sie ihnen in der Praxis selbst bei Meßfeiern zum guten Teil nicht geschenkt wird. In einer Pfarre, in der ich an einem Sonntag der Fastenzeit aushilfsweise zelebrierte, mußte ich eine Kindermesse zum Thema „Blödmänner“ über mich ergehen lassen. Durch diese Erfahrung klug geworden, werde ich mich in Zukunft im voraus über das „Thema“ erkundigen und in ähnlich gelagerten Fällen das Mittun verweigern – selbst auf die Gefahr hin, meinerseits dann als „Blödmann“ zu gelten.

Sofern die eben aufgezählten Bedingungen gesehen und eingehalten werden, kann, wie gesagt, das Angehen eines heilsgeschichtlichen Bereiches über ein Thema aus dem täglichen Leben mitunter Vorteile bieten. Nicht immer allerdings, und auch nicht ohne weiteres immer bei Kindern. So z. B. dürfte ein „Thema“ wie „Jesus heilt einen Aussätzigen“ *an sich* (d. h. abgesehen von etwaiger Abnutzung durch Wiederholung) konkreter, anschaulicher und darum ansprechender sein als die abstrakte Formulierung „die Krankheit“.

Damit legt sich von selbst eine andere praktische Überlegung nahe: Wer ein heilsgeschichtliches Thema kultisch aussagt und feiert, sollte zum mindesten

ebenso viele und ebenso interessante Bezüge zum Leben der Teilnehmer aufzeigen und ebenso viele Erlebnisse und Beispiele aus dem Alltag heranziehen wie andere, die ihren Gottesdienst unter ein mehr oder weniger profanes Thema stellen. Nicht die Materialität der gebrauchten Aussagemittel, sondern die innere Dynamik und Ausrichtung des Ganzen macht den Unterschied zwischen beiden Arten aus. Letztlich geht es darum, ob irdische „Lebensqualität“ als Leistung des Menschen oder jenseitiges Heil als Tat Gottes verkündet und erstrebt wird.

Gegen Moralismus und horizontalistische Verwässerung

Das Ungenießbarste an den meisten thematischen Gottesdiensten, die uns seit einigen Jahren vorgelegt werden, ist ohne Zweifel ihr aufdringliches Moralisieren. Darin unterscheiden sie sich – wenn man von ihrer vielfach welt-immanenten Zielsetzung einmal absieht – von den meisten Predigten aus Großvaters Zeiten kaum. Dort ging es mehr um religiöse Pflichten, Kirchengebote und Sexualmoral, neuerdings werden die Pflichten gegenüber dem Mitmenschen stärker betont. Aber in beiden Fällen fehlt vielfach die echt biblisch-christliche Sicht, in der Moral immer nur das Zweite ist, das sich mit Selbstverständlichkeit aus dem Ersten ergibt. Das Erste aber ist die Heilstat Gottes in Jesus Christus. Von ihr werden wir „betroffen“ im Kult, mittels des Wortes und der Riten. Gottesdienstgestaltung aber soll dies zum Bewußtsein bringen und die Moralforderungen als Konsequenz aus dem dort Erlebten aufleuchten lassen.

Mit aufdringlichem Moralismus haben wir es demgegenüber zu tun

– in den Lesungen, wenn sie nur unter dem Aspekt der Mahnung ausgewählt werden, und wenn das *Sollen* in Predigt und Kommentar nach Art einer rein diesseitigen Ethik erklärt und begründet wird, während es als Ausfluß aus dem neuen, vergöttlichten *Sein* erscheinen müßte;

– in den Fürbitten, wenn sie nach dem Muster „Hilf uns einsehen, daß . . .“ gebaut sind, anstatt daß in ihnen das auserwählte Volk des Neuen Bundes mit Jesus priesterlich-vermittelnd eintritt für die Anliegen aller Menschen und bittet, daß *Gott* zu ihrer Rettung in Gnade handle;

– in Gebeten und (angeblichen) Orationen, die das Sprechen mit Gott zum Vorwand nehmen, um den eigenen Ansichten und Beurteilungen, mitunter auch dem eigenen Ärger über innerweltliche (auch innerkirchliche) Zustände Luft zu machen und die Teilnehmer noch einmal zu belehren – wohingegen eine echte Oration vor allem anderen Gott preist wegen seiner Herrlichkeit und seiner Taten und dann alle innerweltlichen Werte und Nöte, einschließlich der eigenen Meinung, seinem Willen und seiner Gnade unterstellt.

Um die derzeitige weitgehende Verwässerung der Gottesdienste (ebenso wie des Religionsunterrichtes) zu rechtfertigen, weisen manche darauf hin, daß viele der visierten Teilnehmer dem Sinn nach bloße „Katechumenen“ sind, die einen christlichen Gottesdienst im vollen Sinn des Wortes nicht oder noch nicht mitvollziehen können. Dem wäre man auf den ersten Augenblick versucht zuzustimmen. Bei näherem Zusehen zeigt sich der Begriff jedoch als weitgehend unzutreffend. Katechumenen sind grundsätzlich Menschen, die

sich für den Glauben an Jesus *entschieden* haben, ihr Leben zu ändern bereit sind und danach *verlangen*, in die Mysterien des Christentums eingeführt zu werden (oder, wie man im Altertum sagte, „mystagogische Katechese“ zu empfangen). Diejenigen dagegen, mit denen wir es in der Mehrzahl der Fälle, besonders bei Schulgottesdiensten zu tun haben, sind zum großen Teil Leute, die *keinerlei* derartiges Verlangen tragen; die der Theorie nach bereits in die Mysterien eingeführt sind, denen aber an echtem christlichem Gottesdienst überhaupt nichts oder doch herzlich wenig gelegen ist. Sollen wir nun, um derartige Teilnehmer dennoch anzulocken, den christlichen Gottesdienst (und den Religionsunterricht) verwässern, aushöhlen und umfunktionieren, bis nur noch ein moralisierender monotheistischer Humanismus übrigbleibt? Oder sollten wir nicht lieber *aufhören*, Leute in Gottesdienste hineinzumanövrieren, die zunächst einmal missioniert werden müßten, damit sie sich gegebenenfalls zum Christentum bekehren und dann auf ihr eigenes Verlangen hin mystagogisch katechisiert und damit zum christlichen Gottesdienst befähigt werden könnten? Die Glaubenden würden unterdessen um den echten christlichen Gottesdienst nicht betrogen.

Dieser Beitrag erschien erstmals in „Schulinformationen“ (Erzbistum Köln) im September 1974. Die Herausgeber erteilten uns freundlicherweise die Abdruckerlaubnis.

In der Heiligen Schrift offenbart sich, unbeschadet der Wahrheit und Heiligkeit Gottes, eine wunderbare Herablassung der ewigen Weisheit, „damit wir die unsagbare Menschenfreundlichkeit Gottes kennenlernen und erfahren, wie sehr er sich aus Sorge für unser Geschlecht in seinem Wort herabgelassen hat“. Denn Gottes Worte, durch Menschenzunge formuliert, sind menschlicher Rede ähnlich geworden, wie einst des ewigen Vaters Wort durch die Annahme menschlich-schwachen Fleisches den Menschen ähnlich geworden ist.

II. Vatikanum, Dogmat. Konst. über die göttliche Offenbarung, Art. 13.
